

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 20, 29. April 1848

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Vierzehnter Jahrgang.

N^o 20.

Sonnabend, den 29. April.

1848.

Reisebericht

von

L. Starklos.

(Fortsetzung.)

13. April. Heute Abend zu früherer Stunde wieder hingegangen, traf ich es besser. Der ganze Saal, etwa so groß wie der Casinoaal in Oldenburg, war von Menschen gedrängt voll, Kopf an Kopf — am einen Ende eine Orchestergallerie, war auch ganz besetzt, meistens von Blousenleuten. Ueber den Köpfen der Menge, in welcher ich fest eingekleidet steckte, sah ich auf zwei Tribünen nur die Gesichter von zwei Männern, die gegen einander standen. Es waren hier zwei Comitès im lebhaften Kampf, hinsichtlich der Wahlen zur Frankfurter constituirenden Versammlung. Das eine nannte sich das Bürger-Wahl-Comité, das andere das Central-Wahl-Comité. Das eine war von 63 Bürgern erwählt worden, das andre hatte sich 21 Männer stark, selbst constituirt. Eines vertrat die gemäßigte Partei, das andre ging in seinem Streben weiter. Dieses war, was ich so im Gestümmel der sehr lebhaften Versammlung erfragen und erhörten konnte. Ob nun das erste Comité das gemäßigte, das zweite das weiter gehende, ob das erste oder das andre erwählt worden war, oder sich selbst aufgestellt hatte, das weiß ich jetzt so genau nicht mehr. Ich kann darin wohl einen Irrthum begehen. Es kommt aber für meine Beschreibung darauf wenig an. Ich werde das gemäßigte Comité Nummer Eins, das weiter strebende Nummer Zwei nennen. Damit sind sie für den Zweck der Erzählung gut genug geschieden. Auch glaube ich recht zu berichten, wenn ich sage, daß Nummer Eins gewählt worden war, Nummer Zwei sich aus eigener Ermächtigung hingestellt hatte. Beide Comitès waren in ihren Debatten durch Männer vertreten, der parlamentarischen Rede vollkommen mächtig, sie sprachen gut, deutlich, mit kräftigen Stimmen, ihre Rede-Wendungen und Ausdrücke machten gute Wirkung. Was sie sagten, bezog sich auf die schon am vorigen Abend durchgearbeiteten Verhandlungen. Nummer Eins also, das gemäßigte Comité erklärte, sie wollten sich auflösen, wenn Nummer Zwei das nämliche thue, und dies sei sehr zu wünschen, damit in das Behandeln der vorliegenden Wahl-

sache eine Einheit, ein Zusammengehen komme — es werde dann ein neues gemeinsames Comité zu bilden sein, dann sei ein harmonisches Vorschreiten möglich, man strebe alsdann nicht mehr gegen einander, Einigkeit thue uns Deutschen in allen großen und kleinen Dingen Noth, und Nummer Eins, vom guten Sinn aller Coblenzer Bürger überzeugt, dürfe um so mehr hoffen, daß Nummer Zwei sich diesem billigen versöhnlichen Vorschlag füge, da es außerdem auch noch darauf ankomme, die Verschmelzung mit einer dritten Partei zu erstreben, nämlich mit der Handwerker-Versammlung, welche jetzt eben ihre Berathung in einem andern Lokal halte und schon eine Mittheilung auf heute Abend angekündigt habe. — Nummer Zwei entgegnete darauf, es müsse dieses Begehren ablehnen; und zwar aus guten Gründen; das empfohlene Verschmelzen werde den verkündeten heilsamen Erfolg gar nicht haben; die Versammlung werde dadurch zu groß, die Erfahrung habe längst gezeigt, daß, je größer die Versammlung, desto größer auch die Unruhe und das stürmische Betragen der Anwesenden, desto schwieriger das Ordnunghalten, das Abstimmen, das Zustandebringen von angemessenen Beschlüssen. Nummer Zwei müsse im Gegentheil wünschen, daß sich noch mehr Comitès bildeten, drei, vier, fünf — in diesen kleineren Gesellschaften werde alles ruhiger, rascher, einstimmiger erledigt werden — man wisse ja doch schon im Voraus, daß die Wahl sämmtlicher Comitès auf einen und denselben Mann fallen werde, auf den Mann des allgemeinen Vertrauens, und demnach sei gar kein genügender Grund vorhanden, den bisher betretenen Weg zu verlassen. Ueberdies aber sei ja die gewünschte Uebereinstimmung beider Comitès schon jetzt thatsächlich vorhanden, da ihre beiderseitigen Programme ganz auf das nämliche hinausliefen. — Nummer Eins dagegen: diese Behauptungen müssen wir durchaus in Abrede stellen. Unsere Programme sind gar nicht so übereinstimmend. Wir haben nur ganz allgemeine Grundzüge vorgezeichnet, und wollen dem zu erwählenden Abgeordneten anheimstellen, ihm vertrauen, wie er auf diesen Linien nach seiner Ueberzeugung und Ehrenhaftigkeit fortbauen könne; ihr dagegen seid viel weiter gegangen, ihr begehrt euch schon ganz in die Erörterung einzelner Fragen hinein, ihr macht Versprechungen, ihr übernehmt Verpflichtungen, das heißt: nach diesen Versprechungen und Pflicht-Übernahmen, soll der Abgeordnete sich



richten; und mit diesem Verfahren macht ihr es hier im Kleinen, wie die französische provisorische Regierung im Großen, ihr verwickelt euch in eine Menge von Zusicherungen, die ihr hinterdrein nicht zu halten vermögt, aus denen ihr nachher nicht wieder herausfinden werdet. Was aber euren gegriessenen Vortheil von gar noch mehreren Comitès betrifft, so ist das nur ein leerer Schein, hinter dem keine reelle Wahrheit zu finden ist. Denn, jedes Comité wird dem Wahlcandidaten ein besonderes Programm zur Befolgung hinausgeben, jedes ein vom andern mehr oder minder verschiedenes; wenn er nun also auf diese Weise vier oder fünf Programme bekäme, hier und dort auseinander strebend, so würde der Mann ja gar nicht wissen, nach welcher Richtung er zu reiten hätte. Blicke ihm also nichts übrig, als sie allesamt ganz unbeachtet zu lassen; damit aber würde er innerhalb der verschiedenen Fraktionen helle Unzufriedenheit erregen, vielfachen Unwillen auf sich ziehen; und wie selbst brächten durch unser Operiren den Mann um seine Popularität, die er doch so wohl verdient hat. — Nummer Zwei stellt dagegen wieder mancherlei Argumente ins Feld, geht mit der Erklärung heraus, daß im Grunde das Programm-Vorfertigen nicht die Sache der Comitès sei, sondern man dem Abgeordneten keine solchen Fängel anlegen, vielmehr ihm überlassen solle, das in ihn gesetzte Vertrauen dadurch zu rechtfertigen, daß er sich durch sein eigenes Programm als den Mann der öffentlichen Meinung behätige. Zuletzt kommt der Redner wieder darauf zurück, das Ansinnen der Auflösung entschieden abzulehnen. — Dieser Faden aber ward bei weitem nicht so glatt hingespinnen wie ich ihn hier abwinde, sondern er verzettelte sich durch vielfaches Hineingreifen der Versammlung gar oftmals zu einem ganz wirren gestaltlosen Knäuel. Es ging in dem Saal sehr tumultisch zu — man schrie, pfliff, zischte, tobte, lachte; die Klingel des Präsidenten arbeitete fast unaufhörlich und eben so vergeblich dazwischen, und ich gedachte im Stillen mit Hochachtung der ruhigen und verständigen Haltung, welche unsere oldenburgischen Bürger bei solchen Versammlungen zeigen. Etwas muß man freilich dem lebhafteren rheinländischen Temperament in Rechnung gut stellen; aber im Grunde machten sie es doch zu arg, und manchmal ward für ganze Viertelstunden jede gemessene Discussion durch das wüthige Geschrei ganz unmöglich. Besonders die Blousenleute auf der Orchestergalerie allein führten mit Brüllen und Trampeln einen wahren Höllelärm, bald diesen bald jenen Redner unterbrechend, die Saalbevölkerung schrie dagegen zu ihnen hinauf, und der Vorsitzende rief schon in den Aufruhr hinein, er werde die Versammlung auflösen müssen. — Als ein Augenblick des Athemholens eintrat, kam einer mit dem Antrag, man solle sich morgen in einem größeren Lokal, in der Reitbahn wieder versammeln, beide Comitès vollständig, und die Handwerkerversammlung dazu, dort werde man doch endlich zur Verständigung, zum Beschließen gelangen. — Da brauset die Brandung wieder los. „Was? Wieder versammeln? Zwei Abende mit Geschwätz verloren? Nun noch einmal?

— Nein! — Hier beschließen! — Ausmachen! — runner (herunter) mit dem Kerl! — Redefreiheit! — Reitbahn! Morgen! — Heute!“ — Die Blousenmänner stampften den Boden ihres hochstehenden Plazes, daß ich glaubte, sie kämen sogleich mit der ganzen Gallerie heruntergerasselt. — Mitten durch diesen Krawall arbeitete sich ein neuer Sprecher auf die Rednerbühne hinauf. Ein stämmiger Mann, breitschultrig, mit braunem Gesicht, schwarzes Haar lang an den Schläfen herunterhängend. Mit allgemeinem Hurrah! empfangen. — Ganz ungerührt und unbestochen von diesem Applaus hob er seinen Spruch damit an, die Versammlung wegen ihres wilden Tumultbenehmens ernstlich herunterzumachen. Das Thema seiner Rede war: Einigkeit! Redefreiheit! Ordnung! — und vor allem jetzt endlich Vertretung des Standes, der bisher noch nie, noch nirgends kräftig und gebührend vertreten worden sei, des Handwerkerstandes! — Ungeachtet seiner vorherigen Tadelworte, begrüßte die Versammlung ihn hierauf wieder mit einstimmigem Bravo! Er führte diesen Satz weiter aus, und sprach in einfacher Redeweise, aber eindringlich und überzeugend von dem Ernst dieses Bedürfnisses und von den günstigen Folgen, welche solche Vertretung auf den Handwerkerstand zurückwirken werde. — „Der Mann hat Recht! der weiß es! der kennt das Ding!“ — sagten meine Nachbarn, zum Theil auch Jackenmänner und Blousenleute, deren kurze schwarze Pfeifenstummel mir eine entsetzliche Sorte von Tabaksqualm ins Gesicht jagten. Auf meine Frage wer er denn sei? versetzte einer lachend: Nir ist er! — und doch viel! — „Wie so?“ — Der Schmidt Nir! — ein ganz einfacher Schmide — aber ein geschickter Kerl. — „Das merke ich wohl — ein Schmiedehammer, der den Nagel immer auf den Kopf trifft.“ — Indessen hatten doch auch seine Anträge sich keiner ungetheilten Zustimmung zu erfreuen, auch ihn unterbrach man zuweilen mit Murren und Zischen, und als er geendigt hatte, grummelte das Unwetter von allen Seiten wieder über dem Saal empor. — Da verklündete der Vorsitzende das so eben geschehene Anmelden einer Deputation jener schon früher erwähnten Handwerkerversammlung. — Donnerndes Bravo und Beifallklatschen! — Aber unmittelbar nachher eben so wüthiges Misfallgetöse, als neben den Schmidt Nir jetzt ein neuer Redner auf der Tribüne erschien. So weit ich ihn bei der nicht gerade glänzenden Beleuchtung durch den steigenden Tabak-Nebel erkennen konnte, ein hübscher stattlicher Mann, elegant gekleidet, ich meine sogar im Frack mit buntgestreifter Weste und Halsbinde, sein volles, wohlgeformtes Gesicht aus glattem dunkeln Haar hell hervorblühend. — „Das ist ja kein Handwerker! — runner mit dem Kerl! — Redefreiheit! — ein Handwerker soll reden! — ’naus mit dem Kerle! — nein! der Mann soll reden! — runner mit ihm! — so laßt ihn doch zu Worte kommen! — ’naus den Kerl! — ein Handwerker hinauf! aber er ist ja der Vorsteher der Handwerker! nußt nichts! — Redefreiheit! Die Schreiber sollen nicht immer das große Wort haben! — wir wollen einen Handwerker hören!“ — So rasselte es wie Hagelschlag

und Sturzregen an den Wänden herunter. — Der Mann stand ruhig oben und wartete bis die Windsbraut sich verzogen hätte. — Sehr lange. — Immer von neuem knatterten jene Loosungsworte durch einander.

Der Sturm wollte sich nicht legen. Da tritt Schmidt Nir noch einmal wieder vor, kanzelt noch einmal (mit jetzt schon heiserer gewordenener Stimme) die Schreier tüchtig herunter, daß sie den Mann, welchen die Handwerker tüchtig heruntreter gewählt, nicht zu Worte kommen lassen; und die Handwerker müssen und sollen doch gehört werden! — Die Versammlung will es ja selbst — so wolle sie doch auch das rechte Mittel zu diesem Zweck. — Nun endlich zerfloß das Toben in leiseres Murmeln. Und aus ihm hob der Redner (mit nicht sehr glücklichem Eingang) seinen Spruch an: „Lange, lange schon hat Deutschland auf diese Tage gewartet — — —“ — Das Pfeifen, Zischen, Trommeln, Schreien, Lachen von vorhin war nichts gewesen gegen das jetzt aufsprallende Unifono; „Viel zu lange! viel zu lange! Der Redner holt viel zu lange aus!“ — Und wieder; „runner mit dem Kerl! 'haus mit dem Kerl! ein Handwerker soll reden! — ein Handwerker 'rauf!“ — Abermals ward so eine Viertelstunde verhadert. Endlich kam er doch wieder ans Wort, und nun zog auch er zunächst gegen die Lärmer los, welche keine Rede, keine Debatte, keine Beschlußnahme zulassen — welche alles stören, und nur stören wollen — aber wir kennen sie und ihre Absichten! — es sind bezahlte Creaturen! — Mit dem Gegenschrei: „wer bezahlt sie?“ bricht aufs neue die wilde Jagd herein — doch war das Gekläff minder energisch als vorhin. Als eine Pause kam, fuhr er fort mit einer Wendung auf die er sich unterdessen besonnen hatte, die aber auch kein Glück machte: — „wenn ich vorhin sagte: bezahlte Creaturen, so verstehe ich darunter bestochene Creaturen; und wovon sind sie bestochen? von ihrer eigenen Meinung, von vorgeschafte Ideen.“ — Der ganze Saal schlug ein ungeheures Gelächter auf. — Was? — Sollen wir keine eigene Meinung haben? — keine Ideen? — Was sollen wir denn hier sprechen wenn nicht unsere Gedanken? Mit diesem Fehlschuß machte der Redner vollkommen „Fiasco.“ — Indessen eine große Zahl der Anwesenden war doch schreimilde geworden, sie wollten doch auch hören, was von Seiten der Handwerker angebracht würde — und so konnte er aus den Sturzwellen die über ihn hinschlugen, noch einmal wieder auftauchen. Was er nun brachte, war nichts Bedeutendes, nichts Neues oder einschlagend Praktisches. — Die Erwartung, welche vorhin der Präsident mit den Worten geäußert hatte! „Die Handwerker gerade sollen uns sagen, wie nach ihrer Meinung zu helfen sei!“ — ward nicht befriedigt, denn mit den allgemeinen jedermann bekannten Wahrheiten vom Stocken des Gewerbes, vom Druck der Zeit, kamen wir keinen Schritt vorwärts, und die einzelnen Anträge erregten hie und da Beifallklatschen, hie und da Verwundern und Murren — waren aber nicht geeignet, sich eine breite Bahn durchzubrechen — sie kamen mir nur vor wie Schläge ins Wasser; die Fluth tief

wieder darüber hin. Auch war der Abend so ziemlich herum — die Versammlung hatte sich milde gewöhnt — am Ende brachte der ganze Aufwand von Reden, Schreien, Oppositionsmachen kein anderes Resultat als: „morgen in der Reithahn wieder zusammen kommen.“ — Bei diesen Worten drängte ich mich zum Saal hinaus, und als ich der dumpfen Schwüle glücklich entronnen brunten auf dem Platz unterm brennenden Sternhimmel freien Athem schöpfte, hörte ich im Innern des Hauses die abziehenden Schaaren auch schon die Treppe herunter poltern. — Ich habe absichtlich und mit gutem Vorbedacht diese Scene so ausführlich beschrieben. — Ueberall in Deutschland werden jetzt Volksversammlungen gehalten; und in sehr vielen mag es oft in ähnlicher Weise hergehen. — Was ich hier heute erlebte, hat mir wenig gefallen; es war erschrecklich viel Deutsch-Nicherei, Eigensinn, Wortstreit, Mangel an politischer Bildung vorherrschend. — Indessen gab es doch auch manches Gute und Kluge in den gehaltenen Reden anzuerkennen. — Wir sind eben noch in unsern parlamentarischen Flegeljahren, und müssen alle noch sehr viel lernen, sehr viel ablegen. Nun, das wird kommen, weil es kommen muß. — Als ich nach dem Namen des Redners für die Handwerkerversammlung fragte, hieß die Antwort: Dronke. — Ich wunderte mich, und hätte dem Mann, der mir durch manches Mißgeschick, durch manches Erzeugniß seines literarischen Talents, besonders durch seine „Mairkönigin“ bedeutend geworden ist, einen besseren Abend gewünscht, als er ihn heute erlebt hat.

April 15. Rheinfahrt nach Mainz bei einem Sturm wie er mir auf dem Rhein noch nie vorgekommen. Der ganze Strom war ein Schaum, zwei Frauen wurden fast seekrank. Ein Dampfboot das uns begegnete, hatte den oberen Theil des Mastes verloren. Unser Schiff schwankte gewaltig, das Anlegen an die Brücken und Anordern der kleinen Boote war nicht ohne Schwierigkeiten. Aus den Seitenthälern und an den scharfen Flußwindungen fielen heftige Windstöße auf uns, so daß unser Taumwerk ordentlich zu heulen anfing. Zwischen S. Goar und Oberwesel trieb das Wasser ganz voll von Reissigbündeln. Weiter oben erfuhren wir, es sei ein Holzkahn gescheitert und einer von den Schiffen ertrunken. Oben im Rheingau ward der Wind und Fluß stiller. — Am Johannisberg vorüberfahrend sahen wir vom Schloßbach die schwarz-roth-goldene Fahne wehen. Schiffer und Reisende zeigten höhnlachend hinüber mit den Worten: „der Fürst Metternich hat doch endlich seine Strafe bekommen für all das Böse womit er an Deutschland gefrevelt hat. Es geschieht ihm Recht, daß er das noch erleben mußte!“ — „Und Recht geschieht uns auch — setzte ein Nassauer hinzu — daß wir unsern Johannisberg wieder bekommen. Das Geschenk an den Fürsten war auch eine Gewaltthat. Welche Befugniß hatten die Allirten, über den Johannisberg zu verfügen?“ — Die war sehr einfach: Eroberungsrecht und Recht des Stärkeren, das im Kriege noch immer gegolten hat. Ueberdies war ja der Johannisberg Eigenthum des Marschalls Kellermann, also

Eigenthum des Feindes.“ — „Aber auch diese Eigenthumsverschwendung war eine Gewaltthat gewesen, eine Napoleons-Gewaltthat. Und die allirten Monarchen, welche damals immer von Gerechtigkeit, heiligem Befreiungskrieg und Sühne aller französischen Unthaten sprachen und proclamirten, hätten sich schämen sollen, in seine Spuren zu treten. Aber sie zeigten gar bald, daß sie alle bei ihrem Herrn und Meister in die Schule gegangen waren. Und der Wiener-Congreß brachte es vollends ins Klare. Von dort aus ist nichts als Lüge und Schmach über die Welt gekommen, besonders über Deutschland. Nun liegt das ganze Trug-Gebäude in Trümmern! — Die Seelenverkäuferei hat den Fürsten und Diplomaten ihren verdienten schlechten Lohn getragen!“ — In Mainz fand ich meinen lieben alten Freund, den wackeren Buchhändler Kupferberg, wie noch jedesmal, rüstig an seinem Pult. Vom Morgen bis zum Abend der zweiundachtzigjährige, mit seinen silberweißen Haaren unermüdet im Geschäft. — In unverwundlich guter Laune erzählte er mir von den Mainzer Unruhen, und wie auch ihm ein Pöbelhaufe sein Haus hatte verwüsten und seine Schnellpressen vernichten wollen. „Wir standen mit unsrer dreißig zu solcher Verdamniß auf der Liste. Die Kravaller riefen es mir vorher zu, als sie am Hause vorbeizogen; aber es sollte alles hütsch nach der Reihe gehen; erst fingen sie weiter oben auf der großen Bleiche an, und als sie dort ein Haus ganz spoliirt hatten, kam die Bürgerwehr und machte Ordnung. So ging es für diesmal an mir vorüber. Aber wer weiß was die nächsten Tage bringen! — Nach seiner Meinung herrschte doch in Mainz viel republikanische Gesinnung; bis jetzt zeige sie sich offenkundig zwar nur bei einigen Führern und in den unteren Schichten des Volks, aber daß sie bald heraufsteigen und weit um sich greifen könne, sei wenigstens nicht unwahrscheinlich. Mit dem Besprechen baldigen Wiederkommens ging ich von ihm. Ich wollte noch heute Abend nach Frankfurt. Auf der Eisenbahn von Castell abgefahren. — Gegen Hochheim hin zeigte mir ein Mitreisender die Stelle, wo der Kravallhaufe vor kurzem die Schienen aufgerissen hatte. — „Allerdings eine Pöbel-Untthat die nicht ungestraft bleiben darf — sagte er — so lang man noch die Macht zum Strafen hat. Aber es herrschen auch hier viele Uebelstände, wodurch das geringe Volk zum ärgsten gereizt wird. Am meisten hatten sich die Schürger und Schleppschiffer dabei betheiliget. Wie kommt es aber, daß die Leute so wild sind? — Ein Beispiel von vielen. Sehen Sie — er deutete auf eine schöne zierlich gebaute Villa an der wir eben vorbeifahren — der Besitzer dieses Landhauses ist ein Mann von zweimalhunderttausend Gulden. Er hält sich ein paar schöne Pferde. Die braucht er aber nicht bloß zum Spazierenfahren, sondern er fährt damit auch Waarenballen, Fässer und Kisten von und zu den Rheinkähnen, und thut es um einen Kreuzer billiger als die armen Frachtfahrer und Kärner, die von ihrem Geschirr leben müssen. Ist das nicht eine Schande? Soll das die armen Kerls nicht erbittern? Aber von solchen Dingen wird

nachher nicht gesprochen, wenn man auf die Rebellen schimpft und sie beurtheilt! — Fragt einmal immer erst nach den Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit, und dann hab das Herz den gedrückten „Pöbel“ zu verdammen! Es giebt auch viel Pöbel in Fracks und Glacé-Handschuhen.“ In Frankfurt angekommen, fragte ich im Gasthof vergebens nach einem Wohnungsverzeichnis der Funziger, welches ich auf jedem Tisch zu finden vermuthet hatte. Der Wirth versekte, es sei eines in einem früheren Zeitungsbeiblatt gewesen, nun aber hätten die Herren sich in Privathäuser eingewohnt, seitdem sei nichts wieder bekannt geworden, morgen komme wahrscheinlich eine neue Nachweise, heute wisse er mir keine Auskunft mehr zu verschaffen, auf dem Polizeiamt im Römer würd' ich auch niemanden mehr antreffen. Da mir jedoch sehr darum zu thun war, noch heute unsern Abgeordneten zu sehen, strich ich doch schnell durch die altbekannten, vor Jahren oft betretenen Gassen nach dem Römer, allerdings vergebens, ein Bürger-Wehmann auf dem Posten, wies mich nach der Constablerwache am Ende der Zeit. Der Unteroffizier und andere Insassen des Wachzimmers empfingen mich und mein Anliegen sehr freundlich, wußten mir jedoch keinen andern Rath, als beim wöchentlichen Polizeicommissär nachzufragen, sie wollten mir einen Mann dahin mitgeben, wahrscheinlich aber wäre Herr Doctor N. im Theater oder auf dem Casino. Da wollt' ich ihn nicht stören, überließ mich der Hoffnung durch günstigen Zufall auf anderm Wege meinen Zweck zu erreichen und wanderte nach dem Pariser Hof zurück. Mein Glaube hatte mich auch nicht getäuscht. — Wenn Sie einen der Funziger zu sprechen wünschen — kam der Wirth mir entgegen — jetzt finden sie die Herren alle drüben im Hotel d'Angleterre, da essen sie zusammen. Mit zwei Sprüngen war ich hinüber, fand im hellen Speisesaal die langen Tische voll besetzt. — „Hoffentlich suchen Sie mich!“ kam Herr. Müller mir bis in die Mitte freundlich entgegen, als ich ihn zwischen den vielen Gesichtern noch nicht ausgemacht hatte. „Versteht sich! Guten Abend, und schönste Grüße aus Oldenburg.“

Wir setzten uns zusammen in einer Tischgegend, wo wir den ganzen Saal vor uns hatten. — Rechts und links in der Nähe und Ferne nannte Freund N. mir die bedeutenden Namen: Coiron, Jordan, Welker, Wasseremann. Allmählig tauchten auch Kuranda, Schufelka aus der Menge. Die Bremer: Bürgermeister Smidt, Senator Duckwitz, den jüngeren Smidt hatten wir uns gegenüber. Auch Wasseremann, der jüngere Gagern, Pagenstecher und Todt aus Sachsen standen in der Mitte des Saals. Manche kamen und gingen. — Hie und da klangen Gläser aneinander. Lebhaftes Gespräch schwirrte von allen Seiten. Rechts von uns an einem großen runden Tisch, nicht weit, saß Coiron aus Mannheim (Präsident der Funziger) — ein stattlicher Mann, von kräftiger Gestalt, volles, rundes, kluges Gesicht, kahles Vorderhaupt, blizende Augen, dunkler voller Bart — einer von den Leuten, bei deren Anblick jeder sich zu der Frage gezogen fühlt: wer mag das sein? — Ich hatte ei-

nen Brief an ihn von einem oldenburgischen Freund in der Tasche. Auf meine Frage, meinte Rüder, allerdings thäte ich am besten, ihn hier abzugeben, der Mann sei viel beschäftigt und bekomme täglich eine solche Masse von Briefen, daß eine hier gelegentliche Zustellung für beide Theile die bequemste sei. Soiron freute sich, ein Blatt von seinem Universitätsfreunde zu bekommen, wir sprachen ein paar Worte mit einander. Der ganze Ausdruck seines Wesens deutet auf Energie, er fand auch heute Abend noch Gelegenheit sie zu beweisen. — Während wir an unserm Tisch behaglich plauderten, hatte sich um den Soironischen Tisch, an welchem er mit seinen genaueren Bekannten saß, allmählig eine dichtere Gruppe gesammelt, die mit jedem Moment wuchs und bald die ganze Saalbevölkerung nach sich zog. Als wir aufmerksam wurden, arbeitete hier schon eine lebhafteste Debatte. — Ein Bürger aus Mannheim war so eben angekommen, er stand bei Soiron und suchte gegen diesen den Journalisten Fickler zu vertheidigen, welcher kürzlich durch den Kammerdeputirten Mathy war verhaftet worden. Es schien ein recht ordentlicher wackerer Mann zu sein; er sprach lebhaft, aus voller Ueberzeugung und mit dem ernststen Bestreben, seinen Satz durchzufechten. Er behauptete nämlich, Fickler habe in manchen seiner Angaben und Aufstellungen wohl irren können, namentlich möge er bei seiner Schilderung von dem allgemeinen Republikanerinn auf dem Heidelberger Schloß in einer argen Täuschung befangen gewesen sein; daß aber Fickler absichtlich Unwahrheiten verbreitet, daß er damit unlautere Zwecke erstrebt habe, müsse er, Engelhart, durchaus in Abrede stellen; um solche Verdrehungen, solche Verleumdungen sei es dem Fickler gar nicht zu thun gewesen; nur eine Kette von Mißverständnissen habe ihn auf den Punkt geführt, wo Mathy seine Verhaftung nöthig gefunden und vollzogen; diese Verhaftung aber sei ein Gewaltstreich; die Partei, welcher er gedient, heiße ihn gut — aber welches Geschrei über Despotismus und Anarchie würde sie erheben, wenn dergleichen einen aus ihrer Mitte getroffen hätte! — Mir gefiel der Eifer, mit welchem der Mann sich eines Unterdrückten annahm (von der Sache und dem Unrecht will ich ganz absehen) und zwar im Hauptquartier seiner Gegner, vor den Leuten, welche Mathy's Verfahren durchaus gebilligt, und gewissermaßen zum ihrigen gemacht hatten. — Mit der großen Fluth und vollem günstigen Segelwind zu fahren, das ist noch nie eine Kunst und ein Verdienst gewesen; aber die ruhige feste Opposition eines Einzelnen gegenüber einer Macht, oder einer massenhaften Partei wird immer die Theilnahme derjenigen erregen, die sich bewußt sind, daß auch sie vorzugsweise dahin gestrebt haben, ihre Meinung und Lebensrichtung unabhängig von den Einwirkungen der Cameraderien, von den Verlockungen und Bestechungen der leitenden Gewalten zu bewahren. Da ich auch manchmal in solchem Fall gewesen bin, so interessirte mich der Mann, welcher mit seinem Vorhaben in diesem Saal eine schwere Stellung hatte. — Hin und wieder schlug aus dem umherstehenden Kreise ein Murren, ein

kurzes Wort auf, doch hielt man wieder an sich, so lang er fortsetzte. — Soiron, an den seine Rede gerichtet war, ließ ihn ganz und gar aussprechen, ruhig, mit Geduld, obgleich es lang dauerte. Dann erhob er sich zu einer ausführlichen Entgegnung, die gleich einem Strom einherauschte, voll und rasch an einander weg. Der Hauptinhalt: so lang er Fickler gekannt, als Menschen, Staatsbürger, Literaten, Journalredacteur beobachtet, habe er ihn nie auf dem graden Wege der Wahrheit, sondern immer als einen Mann gefunden, mit Schein und Maske spielend, Hintergedanken hegend, sehr geschickt sich überall Seitenthüren, Auswege offen zu halten, und stets geneigt, der Wahrheit eine Nase zu drehen — so auch in dieser neuesten Zeit, ganz besonders in der Heidelberger Sache, und deshalb müsse er, Soiron, diese runde Erklärung den Argumenten des Hrn. Engelhart direkt entgegenstellen. — Engelhart wollte sich noch nicht geben, sondern schlug im Fortgang immer wieder auf dieselben Striche, nebenher aber schob er auch manche scharfe Bemerkung ein, daß Hr. Soiron mehr als vielleicht begründet sein dürfte, gegen Fickler vorgefaßte Meinung hege. — Meinung allerdings, erwiederte Soiron, und wohlbegründete, die ich mit vielen theile. Ich fordere sämmtliche hier anwesende Herren auf aus Baden, Hessen u. s. w., die den Fickler kennen; sie mögen erklären, ob ich zuviel gesagt, wenn ich ihn als einen Mann der Unwahrheit bezeichne! — Allgemeiner Zuruf: Herr Soiron hat ganz recht geredet — es ist so! — Der Vertheidiger hielt sich noch nicht für geschlagen, sondern wußte seinem Thema noch immer wieder eine Seite abzugewinnen, von der aus es sich wieder veränderte antieß. — Auf die Länge aber kam er doch gegen Soiron nicht aus. Dieser sagte zuletzt mit großer Gemüthsruhe und kräftiger Stimme: dies alles zusammengenommen, glaube ich, den Fickler als einen ganz bodenlosen Lügner dargethan zu haben. Nun aber Herr Engelhart ist es spät in der Nacht — wir haben die Herren hier mit unserer Debatte gewiß hinlänglich unterhalten, oder . . . gelangweilt. Darum meine ich, wir brechen von dem Thema ab und wünschen uns wohl zu schlafen!

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig'scher Krieg.

I. Stärke der deutschen Truppen nach Angaben der Zeitungen:

1. Preußen . . .	17 B.	8 Schw.	24 Geschütze.
2. Hannover . . .	10 " 9 "	"	14 oder 20 Geschütze.
3. Oldenburg . . .	2 " — "	"	4 Geschütze.
4. Braunschweig . . .	3 " 1 "	"	6 "
5. Mecklenburg . . .	2 " 2 "	"	4 "
6. Hanseaten . . .	1 " — "	"	— sind noch nicht in Schleswig.

7. Holsteiner
wahrscheinlich 10 B. 8 Schw. 32 Geschütze.
8. Freischaaren
3000 = 4-5 " " "
49-50 B. 27 Schw. 84 Geschütze.

Wahrscheinliche Kopffahl, das Bataillon zu 700 Mann.

1. Infanterie = 35,000
2. Cavallerie = 3,340
3. Artillerie = 1,300

Summa 39,640 mit 84 oder 90 Geschützen.

Ueber die dänischen Truppen ist sehr wenig bekannt geworden, und kann man daher nur nach ungefähren Angaben urtheilen, diese schwanken zwischen 8,000 u. 25,000 Mann. — Den Vergleichen und der Möglichkeit nach eine Armee, und dazu die dänische Armee, auf den Feldfuß zu stellen, glaube ich, daß die dänische Armee sich auf 12 bis 15,000 Mann beläuft, hat aber wahrscheinlich viel Geschütz bei sich. — Eine Zusammenstellung der dänischen Streitkräfte möchte nicht uninteressant sein.

I. Landmacht 1800.

A. Infanterie:

1. Die Garde zu Fuß
2. 11 Regimente Infanterie
3. 3 Bataill. leichte Infant.
4. 2 Jäger-Corps } 164 Comp. = 20,761.

B. Cavallerie:

1. Die Garde zu Pferde
2. 4 Reiter-Regimenter
3. 3 Dragoner-Regim. } 38 Schwad. = 5,040.
4. 7 Schwad. Husaren

- C. Artillerie 2,395.

Summa 27,096.

Zu diesen 27,096 kam noch die norwegische Armee mit 32,900.

Im Ganzen 59,996.

II. Marine 1806.

Linienfahrer	20	Kanonen	1600
Fregatten	16	"	428
Briggs	9	"	158
Schooner	1	"	40
Königsböte	17	"	120
Lootsenböte	8	"	48
Kanonensböte	12	"	112
Kanonier-Schalupen	6	"	36
Kanonens-Jollen	5	"	25

Summa: Schiffe 94 Kanonen 2,537.

I. Landmacht in Dänemark 1847.

1. Infanterie 18 B. = 11,884
2. Cavallerie 4 Reg. 3 Schwadron = 2,400
3. Artillerie 1 Reg. 8 Bat. 54 Kanonen = 1,700
Geschtze 54 Mann 15,984
Kriegs-Fuß noch 10,000
25,984

II. Landmacht in Schleswig und Holstein 1847.

1. Infanterie 6 B. = 4,018
2. Cavallerie 2 B. = 992
3. Artillerie 1 Reg. zu 4 Bat. 32 Geschütze = 832
5,872
Kriegs-Fuß noch 2,000
7,872

Hiezu ist noch hinzuzurechnen:

1. Die Bürger-Artillerie Rendsburgs.
2. Das Altonaer Cavallerie-Corps.
3. 2 Bataillone Altonaer Bürger-Infanterie.

Das Dannewerk ist ein alter vom König Godfried 808 n. Chr. aufgeführter Wall und Graben, als Schutzwehr gegen die Einfälle der Sachsen. Dieser müßte jedoch wenig, denn bei jeder Gelegenheit ward diese Befestigung gestürmt — wie auch diesmal.

III. Marine 1847.

1. Linienfahrer	7	Kanonen	570
2. Fregatten	8	"	350
3. Corvetten	5	"	106
4. Briggs	4	"	56
5. Schooner	3	"	20
6. Kutter	4	"	14

Schiffe 31 Kanonen 1116

Das erste neue Linienfahrer ward 1810 erbaut und führte den Namen Phönix. — Deutschland hat statt Kriegsschiffe, allerlei fromme Kirchenschiffe und Monumente erbaut. Wie viel Millionen hat Baiern und Preußen wohl allein an solchen steinernen Schiffen vergeudet?

Man sagt, der Dom in Berlin koste vollendet 18 Millionen. — Dafür könnte Deutschland schon eine prächtige Flotte von 20 Linienfahrern besitzen — und das ist nur der eine Dom in Preußen — nun noch die Duzend Klöster in Baiern. — O, Michel! Michel! wie so tief hast du die die Nachtmüge über die Ohren ziehen lassen. —

Revolution.

Kennt du den Strom, der donnerbrausend
Hervor aus seinen Quellen bricht,
Und gleich dem Sturm der Wüste saufend
Gewaltig durch die Lande fliehet?

Der weder Strand, noch Damm, noch Deiche
Bei seinem Adersluge Scheut,
Und, wie ein dunkles Meer, die Reiche
Durchtobt im siegesvollen Streit?
Kennst du ihn, Deutschlands freier Sohn?
Sein Name ist — Revolution!

Vor ihm und seiner Wetterwolke
Erhebt der Fürst auf stolzen Höhen,
Der Hoffschranz zittert vor dem Volke,
Auf das er sonst hinab gesehen;
Demüthig neigt er sich zur Erde,
Kein höhnisch Wort entgeht ihm mehr,
Denn sieh! Mit donnernder Geberde
Stürmt jetzt die Rache auf ihn her!
Kennst du den Rächer, Deutschlands Sohn?
Sein Name ist — Revolution!

Weh dem, der müßig durch das Leben,
Der faul durch seine Tage ging,
Der, statt nach Volkes Wohl zu streben,
Sich an den Wink des Fürsten hing.
Jetzt retten ihn nicht seine Orden,
Jetzt rettet ihn sein Adel nicht;
Es ist ein Gegner ihm geworden,
An dem das schärfste Schwert zerbricht.
Kennst du den Gegner, Deutschlands Sohn?
Sein Name ist — Revolution!

Sie legt in eine blutige Waage
Den Fürsten und sein Thun hinein,
Sie wägt die Stunden, wägt die Tage —
Weh ihm, wenn ihr Gewicht zu Klein!
Weh ihm! Gleich einer Eisenruthe
Verfolgt ihn qualenvoll ihr Fluch,
Und schreibt ihn ein mit seinem Blute
In Klio's ungeheures Buch.
Kennst du den Richter, Deutschlands Sohn?
Sein Name ist — Revolution!

Und wundervoll, gleich einer Sonne,
Die hell durch schwarze Wolken bricht,
Strahlt dann, anstatt der Fürstentrone,
Des Volkes goldnes Freiheitslicht;
Trägt's auch nicht demantreiche Bänder,
Trägt's auch kein golddurchwirktes Kleid,
Es schwingt statt prächtiger Gewänder
Das Banner der Gerechtigkeit!
Kennst du den Segen, Deutschlands Sohn?
Sein Name ist — Revolution!

Dann glüht der Freiheit edles Feuer
Durch unser ganzes Vaterland!
Dann weht der Gleichheit schöner Schleier
Bis an der Alpen fernen Rand!
Dann bricht mit ihrem Sonnenglanze
Aus eines schwarzen Meeres Flor
Die neue Zeit im Eichenranze,
Der Freiheit Schützerin, hervor!
Kennst du den Sieger, Deutschlands Sohn?
Sein Name ist — Revolution!

Das Local zur öffentlichen Sitzung der Verfassungs-Berather.

Gestern im Casino war viel die Rede von einem Local zu diesem Zweck — vielfach wurde gefragt: wo? — Meines Erachtens ist da gar keine Wahl. — Der weisse Saal im Schloß wird nicht dazu hergegeben werden, auch würde die Einrichtung desselben weder genügend noch wohlfeiler wie ein anderer sein. Im Theater? — Das erinnert doch wirklich zu schlagend an die Comödie — die hoffentlich hier nicht gespielt werden soll. Man würde sich immer nur bei Licht da sehen — im Sommer! aus der Tageshelle in den dumpfen dunkeln Raum hinein! zu Berathungen fürs Volk in die Dunkelheit?! Das ist schon eine widrige dunkle Idee! — Die Trennung der Zuschauerplätze in Logen und Parterre hat auch ihr Unangenehmes. — Nein, diesen Schauplatz der auswendig gelernten Tamen, der Tendenzstücke, der Uebersetzungen aus dem Französischen, der Possen und Jure können wir nicht brauchen, wenn wir der ernstlichen Sache nicht absichtlich eine bunte Jacke anziehen wollen. Weg damit! — Und was denn noch? — Ihr könnt ihr lange fragen! — Ihr habt ja keine andere Wahl, kein anderes Local, als — den großen Casinosaal! Und noch dazu ist das ein ganz bequemer guter Raum. Wenn der Saal zu $\frac{2}{3}$ für die Zuschauer abgetheilt, zu $\frac{1}{3}$ für die Berather gelassen wird, ist für beide Theile Platz genug da. — Das Publikum geht die große Treppe hinauf. Eine obere Tribüne ist schon vorhanden. Nun läßt man nur die mittlere Eingangsthüre in den Saal frei; links und rechts neben derselben werden von der Barriere an, welche vorn die Zuschauer von den Berathern trennt, ansteigende Sitz-Reihen hinaufgebaut. Damit das Parquet nicht ruiniert werde, legt man über dasselbe einen provisorischen andern Fußboden, der leicht hingelegt, leicht weggenommen werden kann. In der Mitte zwischen beiden ansteigenden Sitzplätzen bleibt ein breiter Gang frei. Hier gehen die Berather durch, oder wenn sie wollen, kommen sie die hintere Treppe herauf. — Hinter dem Platz der Berather haben sie zwei Zimmer, ein geräumiges, in welches sie sich zu vertraulichen Besprechungen zurückziehen können, ohne daß man nöthig hat, das Publikum zu entfernen; ein kleineres für Schreiber oder dergl. Ueber dem Sitzungsplatz ist eine Orchestertribüne, die ganz vortrefflich zur Registratur und dgl. benutzt werden kann. Wißt ihr ein anderes Local, welches nur die Hälfte dieser Bequemlichkeiten darböte? — Kein einziges! Also, was wählt und streitet ihr lange? Greift zu und laßt es einrichten! lieber heut als morgen! — Zu den Ständeverfassungen wird ja auch ein Local gebraucht! — Dann habt ihr dieses fertig. — Wo die Volksversammlungen künftig zu halten? — Nun, das findet sich. Dafür mögen die sorgen. — Vielleicht im nämlichen Local. Warum denn nicht? — Das heißt, wenn die Verfassungs-Berather nicht vielleicht auch Abends zuweilen Sitzungen halten. —

Ei, so mag die Volksversammlung sich im neuen Hause oder sonst wo ein Unterkommen suchen! — Sucht ihr nur keine Schwierigkeiten; sondern — laßt die Tribünen aufschlagen!

Zwei Fragen.

1.

Wenn ein Collegium, eine Corporation, ein ganzes Corps seinen Vorgesetzten sagt oder zeigt, daß es nicht mehr mit ihm dienen will — muß er dann nicht seinen Abschied nehmen? Wenn er ihn begehrt, muß die Regierung ihn dann nicht geben? — Kann die Regierung auf die öffentliche Achtung zählen, welche aus persönlichen Rücksichten dieser öffentlichen Stimme ihr Ohr versagt? — Ist es denkbar, daß ein solcher Vorgesetzter noch ein Jahr im Amt gelassen wird, damit er alsdann wenigstens nach dem Dienst-Reglement eine höhere Pension in Anspruch nehmen könne?

Wenn das im Jahr 1848 durchgeht, wie wird es 1849 aussehen? —

2.

Wie geht es zu, daß ein Mann der vor zwei Jahren Knall und Fall, ohne Urtheil und Recht aus dem Dienst entfernt wurde, der aber die allgemeinste Achtung des Publikums genießt, nicht wieder angestellt wird? —

Was hat er damals anders verschuldet, als schon zu jener Zeit von Deutschland und dem deutschen Bund dasjenige gesagt, was heute von den Dächern gepredigt wird? —

Warum wird jenes Unrecht nicht wieder gut gemacht? Was für ein Ministerium ist das, welches nichts dazu thut, jenen Fehler wieder gut zu machen?

u. —

Berathung des Verfassungs-Entwurfs.

Wie wir hören, verlangen die Vierunddreißig Öffentlichkeit ihrer Berathungen. — Einstimmig? Das wollen wir hoffen. — Und so ist es recht! Was heut in solchen Dingen nicht öffentlich geschieht, das gedeiht nicht, es existirt nicht, hat keinen Werth und keine Zukunft! — Die Zeit der Cabinettsgeheimnisse, und alles heimlichen Verschweigens ist todt, und muß nie wieder zum Leben auferweckt werden!

Kirchennachricht.

Vom 22. bis 29. April sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 25) August Anton Wilhelm Leufelmann und Friederike Auguste Neubert, Oldenburg. 26) Hermann Gerhard Popbanten und Anna Catharine Schütte, Eversten. 27) Gerhard Detmers und Anna Hotes, Bornhorst. 28) Christian Bargmann und Anna Christiane Henriette Rege, Heiligengeisthor. 29) Julius August Drilinsky und Anna Christiane Marie Preußer, Oldenburg.

2. Getauft: 118) Anna Helene Silbers, Eßborn. 119) Henriette Caroline Antonie Neumeyer, Oldenburg. 120) Georg Anton Carl Busch, Oldenburg. 121) Johann Hinrich Diederich Würdemann, Radorf. 122) Marie Ernestine Elisabeth von Gruben, Oldenburg. 123) Diederich Gerhard Koopmann, Eversten. 124) Magdalene Antonie Wilhelmine Naumann, Oldenburg. 125) Anna Margarethe Brand, Eversten. 126) Helene Caroline Dorothee Grovermann, Oldenburg. 127) Carl Heinrich Lübben, Saarenthor.

3. Beerdigt: 140) Bebert Janßen Eden aus Minsen, Hospital, 27 J. 141) Anna Margarethe Helene Rowold, Bürgerfeld, 12 J. 142) Max Friedrich Hermann Courbet, Oldenburg, 63 J. 143) Zwillingssöhne von Altrichs, a. d. Saarenthor, todtgeboren. 144) Johann Christian Eberhard Stärzenbach, Oldenburg, 35 J. 145) Johann Heinrich Martin Böhne, Oldenburg, 35 J. 146) Catharine Margarethe Besuden geb. Tebbenjohannis, Eversten, 56 J. 147) Eine ungetauft verstorbene Tochter von Klüber, Oldenburg, 28 J. 148) Friederike Dorothee Leopoldine Voschen, Oldenburg, 5 J. 149) Albert Kempe, Ohmsede, 9 J. 150) Marie Louise Catharine Felmerichs, Oldenburg, 6 J. 151) Johann Diederich Böning aus Frieschenmoor im Kirchsp. Sträckbaufen, Hospital, 35 J. 152) Elise Friederike Henriette Weisenborn, geb. Tiller, Oldenburg, 73 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 30. April.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Hosprediger Ballroth.

Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Geh. Ober-Kirchenc. Dr. Bödel.

Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Candidat Gramberg.

Angekommene Fremde.

Hôtel de Russie. Schaefer, Kfm., v. Nienburg; Bucholz, Bau-Inspect., n. Fam., v. Emden; Kelling, Kfm., Müller, Architect, Miell, Kfm., v. Bremen; Jang, Aud., v. Ellwürden; Köhler, Kfm., v. Bremen; Dr. Suhr, v. Elsfleth; Dannenberg, Assess., v. Neuenburg; Edenheim, Kfm., v. London; Bunies, Kanzlei-Ass.; Dr. Janßen, Amts-Audit., v. Dossens; Kindt, Assis.-Procurator, v. Berne; Wesen, Kfm., v. Leipzig; Mad. Oppermann, Oberförst., v. Jburg; Timmen, Inspect., n. Gem., v. Westerstede; Droß, Landger.-Ass., v. Ovelgonne; Camman, Amtsgehilfe, v. Jever.

Der Preis für den Jahrgang der Mittheilungen beträgt für die Stadt 1 $\frac{1}{2}$ R Cour. Auswärtige können bei allen Postämtern des Großherzogthums das Blatt bestellen, und erhalten solches inclusive des Postporto's für 1 $\frac{1}{2}$ R Courant zugeandt.

Beiträge sind unter der Adresse: „An die Redaction der Mittheilungen“ an die Verlags-Handlung einzusenden.

Redacteur: H. Lambrecht. — Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen aus Oldenburg.

Vierzehnter Jahrgang.

N^o 21.

Sonnabend, den 6. Mai.

1848.

Reisebericht

von
f. Starklof.

(Fortsetzung.)

April 15. Da heute keine Sitzung der Fünfziger war — eine solche wünschte ich hier zu erleben — so rutschte ich mit der Eisenbahn nach Darmstadt, um Freund S. zu besuchen. — Wir saßen zu drei in unserm Kasten. Der eine, Hr. von R. — aus Rheinbaiern war nach Frankfurt gekommen, seinen Sohn aufzuspiiren, der ihm plötzlich durchgegangen, mit einem Zug zur Freischaar nach Schleswig-Holstein — er hatte ihn aber nicht mehr gefunden, der Sohn war mit Würzburgischen Studenten fort. Daß er gegen die Dänen in den Krieg ziehe, dawider hatte der Alte nichts. Nur bei den Freischaarlern sah er ihn nicht gern. „Die werden schlecht behandelt, stehen beim Oberkommando, bei den regulären Truppen in Misachtung, haben keine Disciplin, sind in den Quartieren ungern gesehen, und vor dem Feinde richten sie nichts rechtes aus! — Ich bin selbst Offizier gewesen, und kenne das. Wird so ein armer Schelm blessirt, kein Mensch nimmt sich seiner recht an, sie lassen ihn verbluten und verhungern. Avanciren kann er gar nicht, wenn er sich noch so brav hält. — Das schlimmste aber: mein Junge hat kein Geld und keine Waffen!“ Das letzte schien mir freilich auch schlimm, da ein unbewaffneter Freischaarler dem Oberkommando gewiß nicht willkommen sein werde; als aber der Vater hinzusetzte: seine goldene Uhr und goldne Kette sei in Frankfurt noch bei ihm gesehen worden, tröstete ich ihn mit der Hinweisung: die werde unterwegs gewiß verkauft, um eine Büchse dafür zu kaufen. — Einem dringenden Wunsche, um zu erfahren, wohin der Sohn eigentlich gerathen sei? und wie er es anfangs, ihm auf sicherem Wege Geld zu schicken? — konnte ich meine guten Dienste in Holstein anbieten (die ich denn auch nach besten Kräften sofort in Wirksamkeit gesetzt habe). — Der andere Reisegefährte, ein bejahrter Mann mit weißem Bart, hörend, daß ich von Coblenz komme, fragte mich, ob das 26. preussische Regiment dort stehe? was ich bejahen konnte, da mir viele Soldaten mit dieser Nummer auf den Achselklappen dort begegnet waren. Ebenso beantwortete ich seine Frage

wegen meiner etwaigen Rückkehr mit ja. Er gab sich als einen bisherigen politischen Flüchtling zu erkennen, der 15 Jahre außerhalb des Vaterlandes in Straßburg habe verleben müssen, und bat mich, eine Nachricht an seinen Sohn, den preussischen Offizier v. G. zu besorgen, der ihm von jetzt an nicht mehr ins Ausland, sondern nach Frankfurt zu schreiben habe. Natürlich mit Freuden angenommen. Wie viele ehrenwerthe Existenzen sind doch in diesen bösen Reactions-Jahren erschüttert und zerbrochen worden! — Die bittere Empfindung über diese Werke des Absolutismus und der Minister-Willkühr ist tief in das Volk eingedrungen, hat alle Herzen mit Zorn erfüllt. Daher nun der allgemeine Ausbruch und Umschwung beim ersten Feuerzeichen aus Frankreich. — Wir legten unsere Fahrt in 45 Minuten zurück. In Darmstadt hörte ich viel gutes über den Erbgroßherzog von Hessen, jetzigen Regenten. Er hat immer einfach und schlichtbürgerlich gelebt, in Opposition gegen den Hof und zerfallen mit dem Prinzen Emil, wider den sich die öffentliche Stimme seit Jahren ausgesprochen hat. Den Erbgroßherzog hatte sein Unwille über die ganze hiesige Hof- und Staatswirthschaft nach München fortgerieben. Da kamen die drohenden Bewegungen im Lande. Man rief ihn durch Couriere zurück. Er trat an die Spitze der Geschäfte und machte sogleich den entschiedenen Oppositionsmann Freiherrn Gagern zu seinem Minister. Das hat ihm das allgemeine Vertrauen erworben, und man hofft zuversichtlich, er werde es zu bewahren wissen. — Die Görlich'sche Geschichte hat auch dazu gewirkt, den Widerwillen gegen Hof- und Adels-Partei sehr zu steigern. Wie glaubhafte Leute mir erzählten, spricht ganz Darmstadt — bis auf wenige Ausnahmen — seine Ueberzeugung dahin aus: der Graf hat seine Frau ermordet! — Wie wir ja alle aus Zeitungen und Privatmittheilungen vernommen, sind in dieser Mordbegebenheit abscheuliche, unbegreifliche Dinge vorgekommen. Prinz Emil soll dem Grafen geschrieben haben: „im Interesse des Hofes, und um Ihrer selbst willen bitte ich Sie, die Leiche sogleich wieder aufgraben und seciren zu lassen!“ — Der Graf hat es nicht gethan, hat es unter elenden Vorwänden verweigert. Und dabei haben die Gerichte sich beruhigt. — Ja! sagen die Darmstädter — hätte ein geringer Mann, ein Handwerker solchen Verdacht auf sich geladen, wie wollte man da zugefahren sein! Aber diese vornehmen Leute dürfen sich

